



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kombst, E. : Erinnerungen aus meinem Leben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erinnerungen aus meinem Leben.

von E. Kambst *).

I.

Wie ich nach Frankfurt am Main kam.

Von Jugend auf fühlte ich die größte Neigung, ja wenn man will, eine innere Bestimmung für eine öffentliche Laufbahn. In monarchischen Staaten ohne Volksvertretung kann diese nur in der Diplomatie angestrebt werden. Deshalb ging ich, durch gründliche Studien genugsam vorbereitet und mit guten Empfehlungen an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bernsdorff, und seinen wahrscheinlichen Nachfolger, Herrn Ancillon, versehen, als ich 25 Jahre alt war nach Berlin. Unmittelbar nach meiner Ankunft daselbst resignirte Bernsdorff. Dieser Zufall stand indessen der Verwirklichung meiner Wünsche weniger im Wege, als ich eine Zeit lang besorgt hatte. Meine Probearbeit „Ueber das Lebensprincip der germanischen Staaten,“ eine Abhandlung, in welcher ich nach Hegel'schen Ansichten den Constitutionalismus aus den ursprünglichen Rechtsbegriffen der germanischen Nationen entwickelt hatte, empfahl mich dem neuen Minister sehr vortheilhaft. Er hatte sie selber, zum Theil wenigstens, durchgelesen und sprach über einzelne Punkte sehr wohlwollend zu mir. Damals war es noch eine Empfehlung für einen angehenden Staatsbeamten, ein Hegelianer zu sein. Auch Gans, dem ich die Arbeit mitgetheilt hatte, wie einige andere Freunde fanden sie zu loben. Außerdem hatte ich, um meine Sprachkenntnisse in vortheilhaftes Licht zu stellen, eine Eingabe in sieben Sprachen verfaßt. Die

*) Unter den hinterlassenen Papieren dieses durch seine Schicksale, wie durch seine Schriften interessanten Mannes, befinden sich auch seine vollständigen Memoiren, welche er kurz vor seinem Tode (1846) vollständig ausarbeitete und zum Drucke vorbereitete. Die Personen, die im Besitze dieser an Details ungemein reichen Papiere sind, haben uns in den Stand gesetzt, einige Bruchstücke daraus mitzutheilen, während die vollständige Herausgabe derselben aus Rücksicht für einige noch lebende Persönlichkeiten erst später stattfinden soll.

Wahrheit zu gestehen, war dies indessen nur ein „preussischer Pfiff“ (siehe Ph. Hackert's Leben von Goethe), denn ich schäme mich fast der Weise, in welcher diese Sprachproben von unsern Sprachkenntnissen Zeugniß geben sollten. Auf der andern Seite darf ich jetzt aber aus Erfahrung behaupten, daß sich Jemand vollkommen zufrieden geben kann, der eine einzige Sprache, d. h. seine Muttersprache, von Grund aus versteht und mit Gewandtheit im schriftlichen wie mündlichen Ausdrucke handhabt. Wenn er sich dabei noch einigermaßen fließend und vollkommen natürlich in einer oder zwei lebenden Sprachen ausdrücken kann, so ist das Alles, was man selbst von dem Tüchtigsten und Talentvollsten mit Billigkeit erwarten darf. Indessen verfehlte dieser „preussische Pfiff“ seine Wirkung nicht.

Ancillon, von dessen politischen Gaben und politischer Stellung ich an einem andern Orte ausführlicher und wie er es verdiente, etwas scharf gesprochen habe, war als Privatmann lebenswürdig und verbindlich, nur fehlte ihm angeborne Würde, die er zuweilen durch Affectation zu ersetzen suchte. Auch nahm seine Güte und Freundlichkeit gegen Untergebene nicht selten die Form von beleidigender Herablassung an; ebenso mangelte es ihm durchweg an Tact. Im Aeußern hatte er eine auffallende Aehnlichkeit mit Louis Philipp.

Gegen mich benahm er sich äußerst gütig, und in Bezug auf meine Zukunft sprach er sich sehr ermutigend aus. Für alles dies bin ich ihm dankbar verbunden, aber die Schwäche, welche er späterhin in meinen Angelegenheiten, bedeutendem Einfluß gegenüber, bewies, hat theilweise dies vortheilhafte Bild persönlichen Wohlwollens in mir wieder ausgelöscht.

Er wollte mich anfangs zur Gesandtschaft nach Constantinopel schicken. Wie da alle meine Pulse schlugen! aber das Schicksal vergönnte mir noch Besseres. Er änderte plötzlich seine Ansicht, da ein naher Verwandter, jetzt General-Consul in Aegypten, wenn ich nicht irre, diese Stelle wünschte, und nachdem man mich eine Zeitlang in Ungewißheit gelassen hatte, wo und wie man mich verwenden wollte, ward ich auf einmal nach Frankfurt geschickt. Was konnte einem strebenden, sich für die Geschicke seines Volkes so tief interessirenden jungen Manne gelegener kommen? Wie ich in dieser Beziehung enttäuscht ward und welche Aenderung oder richtiger Weiterbildung meiner politischen Sinnesart ich erfuhr, ist anderswo zu lesen. Ich könnte hier nun noch Manches nachholen, was an jenem Orte als ungehörig ausgelassen; aber ich gestehe offen, daß das Durchhecheln von Persönlichkeiten, um die öffentliche Neugierde zu befriedigen und das Wiederholen von Tagesgeflätsch nicht meine Sache ist. Was aus meinem Aufenthalte in Frankfurt a. M. von wirklichem Interesse ist, für andere und hinsichtlich meiner selbst, das habe ich schon gegeben. Historisches und Politisches ließe sich zwar noch Manches sagen, auch wohl ein und das andere nicht uninteressante Werk schreiben, aber ich zweifle, ob ich jetzt noch dazu Muße und Neigung haben werde. Denn der Zweck, welchen ich mit früheren Schriftstellereien der Art verband, ist mir zwar nicht

fremd geworden, scheint mir aber auf dem angegebenen Wege wenigstens nicht in glänzender Weise zu erreichen.

Von einem Manne, welcher der größte Mlagegeist war, den das Schicksal mir je beigegeben, und den ich auch bereits hinlänglich gezeichnet, mag ich auch nichts mehr sagen, und lasse, was ich Bitteres und Herbes, ja für ihn Herzer-schneidendes noch vorbringen könnte, ohne mich der Großmuth zu rühmen, in meiner Feder. Dieser Mann ist jetzt alt, seine Tage hängen an einem seidenen Faden, ich will sie nicht um eine Stunde verkürzen, obwohl es eine Zeit gab, wo dieser Mann in Frankfurt uns so auf die Seele brannte, daß es offen in seinem Hause von einem Mitgliede der Gesandtschaft in Gegenwart und unter Beifall der anderen ausgesprochen werden konnte, daß es ein glücklicher Tag für uns sein würde, wo wir in scheinbarer Trauer der Leiche dieses Mannes, unseres Chefs, zu folgen haben würden.

Das Gift, welches damals meine Gefühle anschwellen machte, hat seine Kraft verloren; auch als ich diesen Mann auf's Tiefste haßte, habe ich ihm nie Unrecht gethan, jetzt vergebe ich ihm persönlich Alles, was er mir Böses zugefügt, denn es ist wider seinen Willen mir zum Guten geschlagen. Und sollten diese Zeilen je vor seine Augen kommen, so mögen sie auch in ihm Ruhe wecken *), anstatt zerstörender Leidenschaft.

2.

Wie ich aus Frankfurt am Main fortkam.

Das Wesentliche der Ursachen, welche die Auflösung meiner Verhältnisse in Frankfurt a. M. zur Folge hatten, ist schon an einem andern Orte (s. Vorrede zum „Deutschen Bundestage etc.“) berührt worden. Wenn einmal eine Stellung oder ein Zustand unhaltbar geworden, ist es von keiner Bedeutung zu erfahren, wie sie verloren oder aufgegeben wurde. In diesem besondern Falle war es mein Gerechtigkeitsgefühl, welches den Ausschlag gab. Die Beleidigung eines achtungsvollen Mannes von Seiten des Günstlings des Gesandten, empörte mich bis in das Innerste, da der Beleidigte nicht daran denken durfte, Recht zu erhalten. Mich ging im Grunde die Sache sehr indirect an, und ich würde schon gefehlt haben, wenn ich in gewöhnlichen Zuständen mich zum Vertheidiger aufgeworfen hätte, wo ich nur begütigend ein Recht hatte mitzusprechen. Aber in diesen Augenblicke kochte mein Blut in Folge des Uebermaßes aller ertragenen und erlittenen Unbill über, und es war nicht Heftigkeit des Temperaments, die mich hinriß, sondern die Behemeng und Kraft meiner Natur, welche sich mit aller Gewalt einer kühlen überlegenden Leidenschaft auf diesen Vorfall warf. Herr v. N.

*) Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht erst zu bemerken, daß der Staatsmann, der hier gemeint ist, bereits seit anderthalb Jahren seine Ruhe gefunden hat. D. Red.

handelte, wie oft, nicht besonnen und verständig, sondern nach Routine und zugleich unbillig Partei nehmend. Er wollte, ich solle eine Beschwerde über ihn an den Minister richten, da ich erklärt, daß ich bis die Sache, so weit sie Dienstverhältnisse betraf, nicht untersucht und geschlichtet sei, mit jenem Beamten, der sich so vergessen hatte, keine Berührung haben wollte. Darauf hin, als ich mich beharrlich geweigert, nachzugeben, erklärte der Gesandte, er müsse mich suspendiren. Und über diese Suspension solle oder müsse ich mich gehörigen Ortes beschweren. Ich erklärte, es sei seine Sache, über das Vorgefallene zu berichten. Um mich als aufgeregt darstellen zu können, verlangte er, ich solle auf der Stelle den ganzen Vorgang zu Papier bringen, in seiner Gegenwart. Das that ich mit aller Ruhe, auch nicht ein Wort gebrauchend, welches irgendwelche Erregung angedeutet hätte.

Ich unterließ natürlich auch nicht, sogleich einen meiner Gönner in Berlin *) von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und erhielt von dort her die beruhigendsten Versicherungen und das Versprechen, ohne Verzug in's Ministerium versetzt zu werden, als ganz unerwartet nach Verlauf einiger Monate meine Entlassung eintraf. In der Form war dieselbe mild genug, aber im Wesen ungerecht, wie auch nach allem Vorhergehenden unerwartet und unbegründet. Denn man kannte in Berlin Herr v. N.'s Wirken sehr wohl und war gewiß geneigt, aus diesem Grunde, selbst wenn ich gegen hergebrachte Formen verstossen haben sollte, wie billig durch die Finger zu sehen. Die Art und Weise, wie der Minister Ancillon mir meinen neuen Chef in Frankfurt ankündigte, zeigte genügend, daß er ihn kannte. Er bediente sich nämlich genau der folgenden Worte: „Herr von N. verlangt viel von seinen Beamten, denn er macht große Ansprüche an sich selbst.“ Auch bin ich nicht der Einzige gewesen, der in Frankfurt nicht hat mit ihm auskommen können. Herr R. verließ alsbald nach N.'s Ankunft in Frankfurt die Gesandtschaft und ging ein Jahr nach meinem Ausscheiden ohne weiteres und ohne dem Gesandten ein Wort zu sagen, direct nach Berlin und stellte sich dem Minister mit der bestimmten Erklärung vor: hier sei er, er möge über ihn disponiren wie er wolle, aber nach Frankfurt zu N. wolle und könne er nicht wieder gehen.

Ich wußte nicht recht, wie ich von Frankfurt fortkommen sollte, denn Herr v. N. wollte mir nur einen Paß nach Berlin geben. Sicher fühlte ich mich,

*) Unter diesen war ein Mann, den ich immer Ursache gehabt habe hochzuachten, und den ich durch einige politische Arbeiten und Memoranda über den deutschen Zollverein, der ihm mehr verdankt, als bekannt ist, wie über den Zustand Deutschlands, der Schweiz zc. mir besonders gewogen gemacht hatte. Daß dieser ehrenwerthe Mann, jetzt an der Spitze eines einflußreichen Ministeriums seine öffentliche Laufbahn in einem Geiste beschließen sollte, der mit dem in geradem Widerspruche steht, welcher alle seine früheren Handlungen charakterisirte, hat mich mit aufrichtigem Schmerze erfüllt.

nachdem was vorgefallen war, und nach dem, was damals in Preußen vorging, keinen Augenblick mehr. So war es mir erwünscht, den deutschen Boden zu verlassen, obwohl ich nicht wünschte, mich wie ein Flüchtling davon zu schleichen.

Und doch mußte ich dieses zuletzt gezwungen thun. Ein Freund begleitete mich in einem offenen Jagdwagen. Ein Jagdgewehr lehnte, so daß es Jedem in die Augen fallen mußte, über die eine Seite des Wagens. So kamen wir unangehalten nach Darmstadt, da man glaubte, daß wir auf die Jagd gingen. Die Jahreszeit begünstigte diese Vermuthung. Von Darmstadt ging ich während der Nacht auf der Post nach Heidelberg, wo ich mich zum letzten Male in den Ruinen des Schlosses ergökte und auf dem Altane eine Flasche Rheinwein auf das Wohl meines Vaterlandes trank. In Karlsruhe fand ich einen Gönner in einem lebenserfahrenen Manne, der mir von früher her wohlwollte. An den Thoren von Basel endlich zeigte ich einen alten Paß vor, in welchem ich in meiner Eigenschaft als Gesandtschaftsbeamter aufgeführt war und der auf eine früher gemachte Reise in die Schweiz lautete, und verlangte, schnell expedirt zu werden, da ich mit Depeschen reise. Auf dieses hin gab man mir den Paß, beinahe ohne ihn anzusehen, zurück. Und so hatte ich mich trotz aller Schwierigkeiten glücklich in die Schweiz hineingeschmuggelt.

3.

Spionenwesen.

In der Schweiz wimmelte es im Jahr 1834 und 35 von bezahlten Aufpassern der großen Mächte, England allein ausgenommen, weil dieses der Natur seiner Stellung nach kein directes Interesse an dem Parteigetriebe in der Schweiz zu nehmen hatte. Manche dieser Spione trieben es arg und handgreiflich genug und doch wurden sie kaum beargwohnt. Die damals höchstgestellte Person im Kanton Zürich sagte mir mehr als einmal: „So lange die Flüchtlinge solche Menschen unter sich dulden, werden wir ewig Verlegenheiten von ihnen zu erwarten haben, ja, wir können ihnen nicht einmal so viel nützen, wie wir etwa Willens und geneigt sein möchten.“ Und bei einem andern Anlaß: „Verschaffen sie mir nur einmal die Gelegenheit und ich will ein Exempel an einem Spion statuiren.“ Diese Gelegenheit ward ihm in der That verschafft, als ein Dr. A. B. C. im Frühjahr 1835 als preussischer Agent in der Schweiz erschien, und sich häufig ungeschickt und plump compromittirte. Aber da zuckte Herr H... bedauernd die Achseln, denn der eingefangene Vogel hatte einen unantastbaren preussischen Ministerialpaß. Dieser ebengenannte Mensch schien es hauptsächlich auf mich abgesehen zu haben, machte mir sogar Anträge von Seiten der preussischen Regierung, nicht bloß Vergessen alles Borgefallenen versprechend, denn ich hatte in meiner Consequenz und Stellung als Publizist den Interessen der Cabinette gut genug gedient, sondern vermaß sich auch glänzende Aussichten zu verheißen. Die-

ser Jude im schlechtesten Sinne des Wortes hat mich nachher in den Zeitungen angegriffen, als habe ich ihm zuviel, oder in einem andern Sinne nicht genug gethan. Er und seines Gleichen sind mir aber zu verächtlich, viele Worte über sie zu verlieren. Ein anderer Jude (Lessing), den später ein unheilvolles Ende überraschte, und dessen Tod sich beide politische Parteien offen Schuld gaben, trieb sein Handwerk ungestört zwei Jahre lang in der Schweiz verdächtigt von den Einem, vertheidigt von den Andern. Ich selbst hielt ihn für harmlos und war überhaupt wenig geneigt, Einflüsterungen hinsichtlich vermutheter Spionerei Gehör zu geben, theilweise, weil ich Alles offen betrieb, und weil man mich selbst eine Zeitlang zu verdächtigen versucht hatte. Dieser Mensch nun, in dessen später veröffentlichten Spionenberichten auch ich zu figuriren hatte — und der Inhalt derselben ist der Art, daß sich die Regierungen schämen sollten, ein solches Subject verwendet zu haben — ist, wie ich später durch eine wunderbare Fügung erfahren habe, derjenige gewesen, auf dessen Anzeigen hin man meine Anklage auf Hochverrath in Berlin beschloß. Von dem Unstun, dessen diese Berichte voll waren, kann man sich aus folgendem Proöbchen eine Vorstellung machen. In einem dieser Mittheilungen wird dem „Dukel“ versichert, daß ich aus Rücksicht auf „einen bedeutenden Staatsmann“ bei Herausgabe gewisser Aktenstücke bedeutende Auslassungen stattfinden lassen würde. Denn, heißt es weiter, es ist dem N. N. in seiner frühern Stellung beinahe gelungen, den Grafen Bernsdorff für seine Pläne zu gewinnen. Diese Notiz ist so abgeschmackt, daß sie keines Commentars bedarf. Ein dritter Jude, der unter dem Namen eines Barons G. . . . eine Zeitlang sich unter den deutschen Flüchtlingen zu einigem Einfluß zu bringen gewußt hatte, stand in öst. . . . schen Diensten. Er wurde später von den Zürcher Gerichten wegen Fälschung gewisser Papiere zur Zuchthausstrafe verurtheilt, nachdem man ihn wegen Verdachts der Theilnahme an der Ermordung Lessing's hatte von der Instanz entbinden müssen. Später ist dieser angebliche Baron G., ursprünglich und eigentlich jüdischer Brillenhändler B. . . . , spurlos verschwunden. Er war mit einer Ungarin verheirathet, einem sonderbaren Wesen, die aber vermuthlich der Klasse der Gesellschaft angehören konnte, mit welcher sie Zusammenhang ansprach. Auch ein talentvoller Flüchtling, L. . . . mit Namen, wurde in den Garnen der Verführung gefangen, oder richtiger gesagt, er bot sich dem Grafen B. . . . geradezu zum Werkzeug an. Mit ihm sind seine ehemaligen Freunde sehr nachsichtig und glimpflich verfahren, indem sie selbst nach Entdeckung seines Verhältnisses ihm auch ferner Glauben schenkten, daß er nur im Interesse der guten Sache auf diese Beziehungen eingegangen sei, und daß er in Jahr und Tag Alles, was ihm zu Ohren oder zur Kunde gekommen, der Oeffentlichkeit übergeben werde. Mir war durch zufällige Umstände die lästige Pflicht oder der Auftrag geworden, diesen Spion zu entlarven. Natürlich hörte weder ich noch sonst Jemand etwas von ihm nach Ablauf der ihm zur Rechtfertigung gewährten Frist. Darauf erließ

ich eine Erklärung, die aber so wenig in der „Times“, wie in dem „National“ abgedruckt werden konnte und endlich ein Rundschreiben an solche, die es interessirte, von welchem 100 Exemplare abgezogen wurden.

Man kann es in der That nur mit wahren Mitleid — denn Entrüstung muß verstummen, wenn man auch die Folgen auf der andern Seite erwägt — wenn sich Regierungen des elenden Mittels des Spionewesens bedienen, um sich, wie sie meinen, von den staatsgefährlichen Gesinnungen und hochverrätherischen Plänen mißvergünstigter Unterthanen in Kenntniß zu erhalten. Wie leicht könnten sie diese Kenntniß von dem Barometerstande der öffentlichen Meinung erlangen, wenn sie nur wollten, oder den Muth hätten. Aber in dem Spionewesen bewahrheitet sich mehr, als irgendwo und irgendwie der Satz, daß Uebel Uebel erzeuge, und die Saat des Bösen nur in Schlechtigkeit und Verbrechen aufgehe und Früchte trage in Hinterlist, Berrath und Unglück.

Ein Spion, um sich thätig zu zeigen und unentbehrlich zu scheinen, muß immer etwas zu berichten haben. Da es natürlicher Weise nicht immer etwas zu berichten gibt, so muß er erfinden. Wenn wirklich klug, gewandt und pfliffig, so werden seine Erfindungen oft täuschend den Stempel der Wahrheit tragen, aber auch wenn ganz erlogen, werden sie einen Theil Glauben finden. Denn obwohl diejenigen, welche Spione verwenden, sich über ihren Charakter nicht täuschen können, und obgleich sie vieles von dem, was ihnen berichtet wird, nur als Schreckmittel für höher Stehende brauchen, um gewisse Zwecke zu erreichen, so liegt doch in der Schwäche der menschlichen Natur, daß sie zuletzt anfangen, sich vor den Gespenstern zu fürchten, welche sie selber bestellt und zu allen Zwecken in der Laterna Magica politischer Intriguen vorrätzig haben. Von allen Seiten hören sie, daß es spukt, Dieser und Jener schwört, daß er den bösen Geist leibhaftig gesehen, ein anderer hat keine ruhige Nacht mehr, und zuletzt fängt auch dem Zauberer an unheimlich zu werden, der vorher stets sich in's Häustchen gelacht. Es stellt sich ganz dasselbe ein, wie bei dem Erzählen von Gespenstergeschichten an einem schaurigen Winterabend: auch den Muntersten und Beherztesten wird es sonderbar zu Muth, wenn er einen Ton, ein Geräusch hört, das unerwartet ist, das er sich nicht sogleich zu erklären vermag.

Der Fluch, den das Spionewesen über Nationen, namentlich über Deutschland gebracht, ist noch lange nicht genug ermesst und gewürdigt. Von der Wahrheit dessen, was ich so eben bemerkt, wird sich Jeder eine hinlängliche Vorstellung machen können, der an die Zeiten denkt, in welchen der Demagogengroßinquisitor &c.... in einem großen deutschen Staate sein fürchtbares Wesen trieb, der noch aus dem Grabe seiner politischen Wirksamkeit heraus die Leute mit Popanzen schrecken will, an deren Wirklichkeit er doch schwerlich selbst hat glauben können. Ich erinnere hier an das, was noch vor kurzem einem würdigen deutschen Manne von jener Seite her vorgeworfen worden ist, worauf denn

Jener mit männlicher Entrüstung dieses Spinnweben von der Wahrheit wegriß. Man blickt in einen Abgrund jämmerlicher Zustände, wenn man sich nur Einzelnes aus der eben angedeuteten Zeit vergegenwärtigt.

4.

Anklage auf Hochverrath.

In dem Vorhergehenden ist bereits bemerkt worden, daß Lessing's Denunziationen meine Anklage auf Hochverrath zur Folge hatten. Wie ich dies neun Jahre nachher zufällig erfuhr, wird Niemand mit Billigkeit erwarten, daß ich angeben soll. Es war damals (1835) eine Zeit, wo sich die zum politischen Tribunal constituirten Richter des Kammergerichts aller den Fortgang der Untersuchung hemmenden Formen entledigen und auf gut inquisitorisch des Weiteren verfahren konnten. So wurde auch gegen mich ohne Weiteres und ohne Beobachtung der gewöhnlichen Formen vorgeschritten, ein Steckbrief erlassen und die betreffenden Regierungen ersucht mich zu verhaften und nach Berlin an's Kammergericht zur Untersuchung und resp. Verurtheilung abzuliefern. Und worauf hin wurde diese ganze Procedur vorgenommen, die Ehre und die Freiheit eines Mannes gefährdet? Was in keinem wohlorganisirten und wohlregierten Staate möglich sein sollte: auf Anzeigen ohne den geringsten Beweis. War es meine öffentliche Aufführung in der Schweiz? Waren es alte burschenschaftliche Sünden, die ich so spät noch abbüßen sollte, oder endlich war es die Furcht vor der beabsichtigten Herausgabe von gewissen Actenstücken, welche die Herren in Berlin zu einem solchen Schritte trieb? Es gilt mir im Grunde gleichviel, nur so viel mag ich hier zur Charakterisirung der damals in Preußen vorherrschenden Gewalttrichtung bemerken, daß die „Actenstücke“ zu der Zeit, als die Anklage auf Hochverrath gegen mich erhoben wurde, noch nicht herausgegeben waren. Ich glaube, daß wohl kein verständiger Mensch mir je zugemuthet haben würde, ich hätte selbst nach Berlin gehen und mich dort rechtfertigen sollen. Vier oder sechs Wochen nach Erlassung des Steckbriefs erschienen die von mir herausgegebenen Actenstücke. Allerdings keine zufriedenstellende Antwort auf eine solche Anklage. Somit war der Handschuh dem Ankläger in's Gesicht geworfen und eine Feindschaft erklärt, für die keine Endschaft, wie kein Vergessen und Vergeben ist. Was ich that, that ich mit vollem Bewußtsein, es hat mich nie gereut, obwohl ich vielleicht zu der Zeit der That ihren Eindruck und ihre Wirkung überschätzte. In Frankreich und England hätte keine Regierung vor diesen Documenten bestehen können; — aber freilich die Deutschen sind weder Engländer noch Franzosen, und Bruder Michel ist in allem langsam, selbst im Verständniß und der Anwendung des Einfachsten.

In der Schweiz war nun nach Veröffentlichung jener Actenstücke meines Bleibens nicht mehr. Auch hatte ich dieses Land längst zu verlassen gewünscht.

Die Hauptschwierigkeit bei dem Weggehen war die Anschaffung eines Passes für Paris. Ein Freund, an den ich mich in dieser Beziehung gewandt hatte, interessirte den Grafen R..... zu Paris für mich, und dieser veranlaßte seine Frau an seinen ehemaligen Gesandtschaftssecretär Herrn von B..... zu schreiben, der damals französischer Geschäftsträger in Rom war, mir einen Paß oder dort ein Visum zu geben. Dieser aber hatte gemessene Befehle von Paris aus und schlug alle Applicationen ab. So blieb mir nun nichts anders übrig, als zum ersten Male in meinem Leben unter fremdem Namen zu reisen. Ein Züricher Freund gab mir einen Paß, den er für sich selbst hatte ausstellen lassen, und so ging ich als Schweizer nach Frankreich, und war fast ein Jahr lang allen Nachforschungen der Polizei entschwunden. Zur größern Sicherheit hatte ich noch durch die Zeitungen ausbreiten lassen, ich sei nach Nordamerika gegangen.